

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Des HERRN Wort geschah zu mir: Du Menschenkind, weissage gegen die Hirten Israels, weissage und sprich zu ihnen: So spricht Gott der HERR: Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden! Sollen die Hirten nicht die Herde weiden?

So spricht Gott der HERR: Siehe, ich will an die Hirten und will meine Herde von ihren Händen fordern; ich will ein Ende damit machen, dass sie Hirten sind, und sie sollen sich nicht mehr selbst weiden. Ich will meine Schafe erretten aus ihrem Rachen, dass sie sie nicht mehr fressen sollen. Denn so spricht Gott der HERR: Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen. Wie ein Hirte seine Schafe sucht, wenn sie von seiner Herde verirrt sind, so will ich meine Schafe suchen und will sie erretten von allen Orten, wohin sie zerstreut waren zur Zeit, als es trüb und finster war.

Ich will sie aus den Völkern herausführen und aus den Ländern sammeln und will sie in ihr Land bringen und will sie weiden auf den Bergen Israels, in den Tälern und wo immer sie wohnen im Lande. Ich will sie auf die beste Weide führen, und auf den hohen Bergen in Israel sollen ihre Auen sein; da werden sie auf guten Auen lagern und fette Weide haben auf den Bergen Israels. Ich selbst will meine Schafe weiden, und ich will sie lagern lassen, spricht Gott der HERR. Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte zurückbringen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken und, was fett und stark ist, behüten; ich will sie weiden, wie es recht ist.

Ja, ihr sollt meine Herde sein, die Herde meiner Weide, und ich will euer Gott sein, spricht Gott der HERR.

Liebe Gemeinde,

man könnte an die Herren Nüßlein und Sauter denken, die beiden Abgeordneten, in Parlamente gewählt, um dem Wohle des Volkes zu dienen - und dann in der Coronakrise die Chance gesehen und genutzt haben, persönlichen Gewinn aus ihr zu ziehen.

Man könnte auch an die politische Diskussion dieser Tage denken, wer es denn nun werden soll, der neue „Hirte in spe“. Der Laschet oder der Söder. Oder Habeck oder die Baerbock. Ich glaube, die Grünen klären diese Frage morgen. Und dann könnte man sich fragen, wessen Händen man die Geschicke des Landes am liebsten anvertrauen würde.

Ich möchte Ihnen stattdessen von Egidius Arimond erzählen. Der lebt, nachdem er im Jahr 1944 wegen seiner epiletischen Anfälle vom Schuldienst freigestellt ist, vom und für's Imkern. Norbert Scheuer erzählt in seinem Roman „Winterbienen“ von ihm. Arimond kümmert sich hingebungsvoll um seine Bienenstöcke in der Eifel und lässt den Leser daran im Detail teilhaben. Und nebenher erfährt der auch, dass Arimond schon seit geraumer Zeit jüdischen Flüchtlingen über die Grenze hilft. Beiläufig blitzt immer wieder auf, wie er sich kümmert, wie er den Fliehen-

den in ihrer Angst Beistand leistet, wie die Transporte sein eigenes Leben gefährden.

Ein Imker und ein Hirte, ein Hüter. Zwei Wochen nach dem Ostersonntag lenkt er meine Aufmerksamkeit hin zu dem Hirten, von dem wir vorhin in der Lesung gehört haben: „Jesus Christus spricht. Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe.“

Es gibt unterschiedliche Vorstellungen dazu, was einen guten Hirten ausmacht. Dem Ezechiel stand ein König vor Augen, der die Geschicke seines Volkes lenkt, wie der Hirte die Wege seiner Herde. Und wenn Gott selbst nun ankündigt, nun als Hirte Israels handeln zu wollen, dann sahen die Menschen des Alten Testaments die Ankündigung erfüllt, nachdem – wie durch ein Wunder, durch Gottes Eingreifen – ein fremder König mit seinem Heer Babylon besiegt und die Israeliten aus dem Exil in die Heimat zurückkehren hatten können.

Jesus verstand sein Hirte-Sein auf eine andere Weise, und die rührt mich an. Nicht als mächtiger König, der die Dinge aus der Fülle seiner Macht heraus regelt, ist Jesus Hirte, sondern als der, der dem einzelnen Schaf auf seinen Irrwegen hinterhergeht, es sucht und findet, es aus den Dornen heraushebt und die Kratzer nicht scheut, die ihm das selbst zufügt.

Der sich um seine „Schäfchen“ kümmert, indem er sich zu ihnen nach Hause einlädt, um dort Gast zu sein, ohne sich abhalten zu lassen vom Chor der Vorwürfe: „Bei Sündern und Zöllnern ist er zu Gast.“ Der sich Zeit nimmt, der Ehebrecherin zu begegnen, über die der Stab doch schon gebrochen ist, und sie anspricht, als nur sie und er noch da sind: „So verurteile auch ich dich nicht. Und nun geh, und lebe dein Leben befreit von der Last, die auf dir lag“

Hirte-Sein, so wie Jesus Hirte ist, das meint nicht, die Geschicke einer Herde durch Macht und Geschick zu lenken. Vielmehr: für den da zu sein, bei dem auszuharren, der mir gerade als Aufgabe gegeben ist. Für Arimond heißt es: den Flüchtling im alten, dunklen Bergwergstollen, in dem er auf die Fortsetzung seiner Flucht wartet, nicht alleine zu lassen, die Angst durch seine Gegenwart zu lindern. Dem beinahe Unbekannten für eine kurze Zeit Weggefährte zu sein.

Und solche Hirten tun not. Menschen, die sich anrühren lassen. Die den Anderen sehen in seiner Not und seiner Einsamkeit. Die eine Umarmung wagen, eine Hand reichen.

Nach einem Jahr Corona wissen wir alle gut, wie es sich anfühlt, sich nach Nähe zu sehnen. Die eigenen Eltern oder Kinder winkend oder mit einem Ellbogenstupsen zu begrüßen – jedesmal eine Enttäuschung.

Aber die Sehnsucht nach Nähe und das Leiden an der Einsamkeit gibt es nicht erst seit dem vergangenen Frühjahr. Am Fehlen von Nähe und Beziehung leiden viele schon lange. Und vielleicht gerade bei uns. In der Süddeutschen Zeitung vergleicht eine Autorin Erfahrungen aus einem Aufenthalt in Griechenland mit ihrem Leben in München. Sie beschreibt die Leichtigkeit und Selbst-

verständlichkeit, mit der sie dort mit Menschen in Kontakt kommt, auf einen Kaffee eingeladen wird, Handynummern und Adressen austauscht. Sie erklärt, dass das griechische Wort für Gastfreundschaft „Theoxenia“ aus den beiden Begriffen „Gott“ und „Fremder“ zusammengesetzt ist. Gastfreundschaft als ein Ausfluss der Vermutung, möglicherweise im Fremden einen Hauch Gott entdecken zu können.

Und dann stellt sie dem ihre Münchner Erfahrungen gegenüber. „Man kann im Englischen Garten monatelang spazieren gehen, ohne jemals seine Stimme zu benutzen. Kommt man hier auf die irrsinnige Idee, als Nichthundebesitzer einen fremden Hund zu kommentieren oder - Skandal! - ungefragt mit ihm zu spielen, blickt man in panisch aufgerissene Augen. Der erste Instinkt sagt: Flucht. Verrückte Frau, schnell einen Schritt zulegen.“

Und das Problem der Deutschen mit der Nähe – so lautet der Artikel – bleibt nicht auf den Parkspaziergang beschränkt. Es manifestiert sich, so die Autorin, auch anderswo: Männer schauen im Zug lieber auf ihr Handy, als einer Frau beim Kofferverstauen zu helfen, weil der Grat zwischen Höflichkeit und Übergriffigkeit heute so schmal ist. "Ich wollte nicht übergriffig wirken", antwortet man auf die Frage, warum man sich nicht gemeldet hat, obwohl man in der Stadt war. "Ich will ja nicht übergriffig werden", denkt man, wenn eine Person auf der Straße eigentlich Hilfe beim Schleppen benötigt. Die Freundin hat ja gesagt, man müsse ihr nicht in der Notaufnahme beistehen, also geht man nicht hin. Der Freund hat ja ausdrücklich erklärt, er würde die Wohnungsauflösung des verstorbenen Vaters schon schaffen.

Oft mag da tatsächlich die Sorge lähmen, man könne übergriffig wirken. Aber nicht weniger oft verstecken sich dahinter auch andere Ängste. Die vor zuviel Nähe, vor ungewollter Verantwortung. Die Angst, die Kontrolle zu verlieren. Selber verletzt zu werden.

Wir leben in einer Zeit, in der wir gelernt haben, auf die Grenzen von Privat- und Intimsphäre gut zu achten. Und das ist gut so. Denn diese Grenzen schützen die Seele vor Verletzungen. Wir wissen um die lebenslangen Schäden, die Grenzverletzungen in Kinderseelen anrichten können.

Aber wo wir aus lauter Vorsicht und Sorge den Mut zur Nähe – denn den braucht es – in den Momenten nicht mehr aufbringen können, in denen der oder die Andere doch einmal auf unser Da-Sein, unser Aushalten, unsere Zugewandtheit angewiesen ist, da werden wir unserer Berufung als Christin oder Christ nicht mehr gerecht.

Am 16. April 1521, also vorgestern vor 500 Jahren, stand Martin Luther auf dem Reichstag in Worms dem Kaiser gegenüber. Die Worte, mit denen er sich weigerte, seine Schriften zu widerrufen, sind Teil unseres kulturellen Gedächtnisses geworden. „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir.“ Und eine der zentralen Überzeugungen, die Luther da verteidigte, war ja die, dass der Papst und der Klerus vor Gott nicht anders dastünden als der Rest der Menschen, da ein jeder Christ zum Priester, zum Pfarrer, zum Hirten seines Nächsten berufen ist.

Ein Hirte, der sich einlässt, muss mutig sein. Was uns ermutigen kann: wir wissen wenigstens schon um Einen, der ohne „wenn und aber“ für uns zum Hirte wurde. Mit Worten des Lebens. Mit der Liebe und der Achtung, die er einem jeden entgegenbringt. Der das Schwache stärkt und die Stärke nicht neidet. Der sich ganz hinein- und hingeeben hat. Mit seinem ganzen Leben. Der zu uns spricht: „Ich selbst will für dich da sein, dich hüten, dich schirmen. Ich will dich wieder suchen, wenn du verloren gehst, ich will dich zurückbringen, wenn du dich verirrt hast. Ich will dich verbinden, wenn du verwundet bist, dich stärken, wenn du schwach bist. Ich will segnend, hütend um dich sein.“

Ihm vertrauend, dürfen wir das auch wagen. Werden wir, um noch einmal Luther zu zitieren, einander zum Christus. Leben wir zugewandt, so dass wir Grenzen respektieren, sie aber nicht zu Mauern erstarren lassen. Ihm vertrauend erwächst uns der Mut, uns einzulassen. Wir selbst wissen uns ja gehalten. Der gute Hirte wird die Seinen nicht verloren gehen lassen. Und wenn er dazu auch einmal den ganzen Rest der Herde Herde sein lässt, damit er uns mit seinen Händen heraushebt aus dem Gestrüpp, in das wir uns verfangen.

Dass wir einander und denen, denen wir auf unseren Wegen begegnen, in diesem Vertrauen gute Hirten sein mögen, dazu segne Gott uns mit seinem Geist.  
Amen